

Medizinstudenten lernen von Selbsthilfegruppen

Ganz gleich ob die Diagnose Krebs oder Rheuma, Blindheit, Nierenversagen, Asthma oder Hämophilie lautet – oft mangelt es den Ärzten an Verständnis, was das Leben mit einer solchen chronischen Erkrankung über die medizinische Seite hinaus für die Betroffenen bedeutet. Bei der Ausbildung vermitteln die klinischen Fächer zwar fundiertes Wissen zu den einzelnen Krankheitsbildern, ein ganzheitlicher oder lebensweltlicher Ansatz fehlt aber weitgehend. Um diese Sichtweise angehenden Ärzten näher zu bringen, wird seit über zwölf Jahren an der Universität Leipzig im Fach Sozialmedizin ein neuer Weg beschritten: Neben Vorlesungen und Seminaren wurde ein sozialmedizinisches Praktikum eingeführt, welches unter dem Thema „Leben mit Behinderungen, chronischen Erkrankungen und psychosozialen Problemen“ steht. Dieses Praktikum beinhaltet als Schwerpunkt eine Hospitation für kleine Studentengruppen bei Selbsthilfegruppen oder Behindertenverbänden in der Region.

Hospitation von Studentinnen und Studenten in Selbsthilfegruppen

Während der Hospitation sammeln die Studenten Erfahrungen, die in keinem Lehrbuch stehen. So sprechen die Betroffenen erstaunlich offen über ihr Leben mit der Erkrankung: über persönliche Gefühle, über auftauchende familiäre Fragen, über Probleme der Berufstätigkeit, bürokratische Hürden und Besonderheiten der Arzt-Patient-Beziehung. Damit wird den Studenten recht deutlich gemacht, wie wichtig ihre künftige Rolle als unmittelbarer Ansprech- und Vertrauenspartner für die Patienten sein wird. Zum anderen kommen viele Studenten zu der Erkenntnis, dass zur gelungenen Bewältigung eines Lebens mit Handicap die Arbeit von Patienten-Verbänden und Selbsthilfegruppen von unschätzbarem Wert ist. Das sozialmedizinische Praktikum hätte nicht mit so positiver Resonanz bei den Studenten durchgeführt werden können, wenn die Universität nicht von fast 50 Selbsthilfegruppen in der Stadt Leipzig so engagiert dabei unterstützt würde.

Wie gestaltet sich klassischerweise eine solche Begegnung zwischen den „Experten in eigener Sache“, den Betroffenen, und den Studenten, den künftigen Professionellen? In kleinen Gruppen von drei bis fünf nehmen die Studenten an einer Zusammenkunft der Selbsthilfegruppe teil und hören im ersten Teil des Treffens erst einmal zu, worüber sich die Betroffenen austauschen. Dabei erweist es sich als günstig, dass die Studenten im 9. bzw. 10. Semester bereits über Kenntnisse zum klinischen Bild der jeweiligen Erkrankung oder Behinderung verfügen, auf denen aufgebaut werden kann. Erste Zwischenfragen zeigen trotz der oft vorgerückten Stunde des Tages die Auf-

geschlossenheit und das Interesse der künftigen Ärztinnen und Ärzte für die Ausführungen. Richtig spannend wird es aber, wenn die Studentinnen und Studenten ihre Fragen zu Diagnosestellung, Besonderheiten und Normalität der Kindheit, Umgang mit der Erkrankung in der Familie, Einfluss auf die Berufswahl und -ausübung, das Freizeitverhalten, den Wandel des Krankheitsbildes in der Therapie und vieles andere stellen. Vor allem interessieren sie die vielen kleine Episoden aus dem Alltag, die das Leben mit Handicaps besonders anschaulich illustrieren. An dieser Stelle entwickelt sich häufig eine regelrechte Frageflut, der die Befragten meistens mit Geduld und Sachkenntnis, aber auch mit viel Humor begegnen. Ergänzend wird Anschauungsmaterial herumgereicht, und entsprechende Broschüren werden gern entgegen genommen. Wie im Fluge vergehen die geplanten zwei Stunden, und meistens bleiben noch einige besonders Interessierte zurück, um weitere Fragen zu stellen.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie gut sich die Vertreter der Selbsthilfe in den Wissensdurst der Besucher hineinversetzen können.

Schriftliche Hausarbeit statt Multiple-Choice-Fragen

Die Teilnehmer verfassen im Anschluss an die Veranstaltung einen Bericht über die Erfahrungen, die sie bei der Hospitation sammeln konnten. Dieser Text entsteht im Rahmen einer schriftlichen Hausarbeit, welche die Studierenden statt eine Klausur mit vorgegebenen Antwortalternativen als Leistungsnachweis erbringen müssen. Inhaltliche Schwerpunkte der sechs- bis achtseitigen Hausarbeit sind die epidemiologischen Aspekte des jeweiligen Krankheitsbildes, die lebensweltliche Dimension chronischer Erkrankung und Behinderung, das Arzt-Patient-Verhältnis, Angebote der medizinischen, beruflichen und sozialen Rehabilitation, Selbstbestimmung und Stigmatisierung, Rolle der Selbsthilfebewegung zur Bewältigung von Krankheit und Behinderung sowie die Einschätzung des erfolgten Besuches. Dabei geht der letztgenannte Punkt nicht in die Benotung der Hausarbeit ein.

Im folgenden sollen die Studentinnen und Studenten einmal selber zu Wort kommen und beschreiben, wie sie diese Begegnungen empfunden und welche Schlussfolgerungen sie für ihre spätere Tätigkeit daraus gezogen haben. Bei allen Zitaten handelte es sich um kurze Auszüge aus den Studentenberichten.

Erfahrungen der Studierenden beim Besuch von Selbsthilfegruppen

Studentenbericht: Deutsche Hämophiliegesellschaft zur Bekämpfung von Blutkrankheiten

„Dass es behinderte und chronisch kranke Mitmenschen gibt, das ist uns allen bekannt. In welcher Hinsicht und in welchem Ausmaß ihr alltägliches Leben durch diesen Zustand geprägt wird, das können die meisten schon nicht

mehr so gut einschätzen. Die Herausforderungen und Probleme kennen zu lernen, die chronisch kranke oder behinderte Menschen meistern müssen, erfordert nämlich Zeit, Interesse, Geduld und vielleicht sogar ein bisschen Mut, nämlich den, sich in etwas hinein zu versetzen, das uns unbekannt und unvertraut ist und unsere bisherigen Vorstellungen durcheinander bringen könnte. Deshalb sind wir dankbar für die Gelegenheit, im Rahmen des Curriculums Sozialmedizin von Hämophilie betroffene Patienten kennen gelernt zu haben“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Poliomyelitis

„Der Besuch der Selbsthilfegruppe Poliomyelitis war für alle daran beteiligten Studenten hoch interessant. Unsere Erwartung, als stille, unbeteiligte Zuhörer einem Treffen lauschen zu können, wurde nicht erfüllt. Dagegen konnten wir mit den Teilnehmern in Dialog treten und viele Fragen stellen, die ausführlich beantwortet wurden, so dass wir uns ein nahezu umfassendes Bild über dieses scheinbar vergessene Krankheitsbild machen konnten. Thematisiert wurden vor allem die Krankheit an sich (Epidemiologie, klinisches Bild, Therapie und ihre Komplikationen), Umgang der Betroffenen und ihrer Angehörigen mit der Erkrankung sowie Aktivitäten der Selbsthilfegruppe. Beeindruckend für uns war, wie schwer sich die Erkrankung auf das tägliche Leben sowie auf Beruf, Partnerschaft, Hobbys auswirkt, vor allem durch die Spätfolgen der Erkrankung. Ein Problem für die Betroffenen war, dass ihre Erkrankung aufgrund dessen, dass es seit den 50er Jahren keine Neuerkrankungen mehr gibt, kaum im Bewusstsein der Gesellschaft ist, was natürlich Akzeptanz und Hilfeleistung erschwert. Auch deshalb ist diese Form der Öffentlichkeitsarbeit sehr zu begrüßen.“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Trockene Alkoholiker

„Ich war von der Hospitation bei der Selbsthilfegruppe „Weg“ positiv überrascht, da sie sehr offen auf all unsere Fragen geantwortet haben und auch von sich aus ihre Geschichten erzählen wollten und uns somit geholfen haben, das Problem der Alkoholsucht besser zu verstehen. Vielleicht hat mir die Hospitation einige Vorurteile gegenüber Alkoholikern genommen.“

Studentenbericht: Osteoporose-Sportgruppe

Für mich war es ein interessanter Einblick in einen Bereich der Medizin, der von vielen als solcher nicht gleich wahrgenommen wird. Er hat mir gezeigt, dass das Aufgabenfeld für Ärzte doch sehr viel breiter gefächert ist, als viele denken, und dass es wichtig ist, sich darüber zu informieren, welche Möglichkeiten sich in dem Beruf als Arzt und seiner „Nebentätigkeiten“ bieten.

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Depression

„Ich fühlte mich beim Besuch der Selbsthilfegruppe sehr freundlich empfangen (Die Praktikumsgruppe wurde sogar mit Kaffee und Kuchen versorgt!) Die Mitglieder erzählten sehr offen von ihren Krankheitserlebnissen. Ich bin der Meinung, dass wir Studenten uns dadurch ein sehr gutes Bild von der

Depression machen konnten, was durch das Lesen von Lehrbüchern nicht bzw. schwierig zu erreichen ist. Mir war zum Beispiel vorher nicht bewusst, welche große Rolle die Angst während einer depressiven Episode spielt. Auch war deutlich zu erleben, dass die Betroffenen aus verschiedensten gesellschaftlichen Schichten kamen, die verschiedensten Berufe hatten und somit die Depression in unserer gesamten Gesellschaft verbreitet ist. Ich bin den Mitgliedern der Selbsthilfegruppe dankbar, dass sie mir diese Eindrücke so offen und freundlich ermöglicht haben. Ich hoffe, dass mir in meiner späteren ärztlichen Tätigkeit die Depression ein Begriff ist, den ich nicht über allen möglichen körperlichen Untersuchungen und Differenzialdiagnosen vergessen werde.“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Migräne

„Die Teilnehmer hatten das Bedürfnis, uns als zukünftigen Ärzten etwas mit auf den Weg zu geben. Sie haben viele Arztbesuche hinter sich und konnten uns ihre Probleme mit Ärzten gut darstellen. Sie legten uns ans Herz, mit unseren Patienten später aufgeschlossener und einfühlsamer umzugehen als sie es erfahren haben. Ich persönlich habe viel Erkenntnisse aus der Gruppe mitgenommen und werde versuchen, ihre Empfehlungen später umzusetzen.“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Borreliose

„Das Treffen war gut vorbereitet, und wir wurden nett begrüßt sowie mit einer Einführung über die Gruppe informiert. Offen gestanden war das Gespräch mit der Selbsthilfegruppe aber etwas anstrengend. Die Mitglieder hatten allesamt festgefahrene Standpunkte und Meinungen, was die konkrete Therapie, die Qualität der Ausbildung und die soziale Kompetenz ihrer Ärzte anging. Der jungen Frau mit Borreliose, die zum ersten Mal dort war, wurde nicht die Angst genommen, sondern eher weitere Unsicherheit und Verzweiflung geschürt mit Geschichten über Fehlbehandlungen und Desinteresse der Ärzte. Die Gruppenmitglieder identifizieren sich sehr stark mit der Borrelioseerkrankung und der sich selbstgestellten Aufklärung unwissender Bürger und Betroffener. Dies lässt keinen Raum für neue Denkanstöße zu. Es wurde sich sehr negativ über die Ärzteschaft und ihr Wirken geäußert, so dass man auch als Student oft den Eindruck hatte, Schuld zugewiesen zu bekommen. Dennoch muss ich auch konstatieren, dass die Selbsthilfegruppe sehr froh über unsere Anwesenheit war, da sie scheinbar ihren Unmut über die Medizin auch verstanden haben wollten. Ich weiß nicht, ob im Falle einer Erkrankung eine Mitgliedschaft in einer solchen Selbsthilfegruppe eine Option für mich wäre. Ein Besuch der Gruppe und somit das Kennenlernen dieser Art von Bewältigung ist es auf jeden Fall wert.“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Körperbehinderte

„Im türkischen gibt es ein Sprichwort, das besagt, dass nur Betroffene wissen können, was es heißt, Schmerzen zu haben. Wir können uns als „gesunde“ Menschen nicht annähernd vorstellen, was in diesen Menschen vorgeht, was sie durchmachen. Das kann keiner von uns. Aber das, was wir kön-

nen, ist zu hören, entgegenkommen, die Krankheit nicht als banal abstempeln. Ich hoffe, dass ich irgendwann mal ein guter Arzt werde, ein Arzt, der die Sprache seiner Patienten versteht.“

Studentenbericht: Selbsthilfegruppe Krebs

„Der Besuch einer Veranstaltung der Selbsthilfegruppe Krebs war eine gute Gelegenheit, mehr über die Möglichkeiten im Umgang mit der Krebserkrankung zu erfahren. Man lernt nicht nur die Symptome aus dem Lehrbuch kennen, sondern auch die Menschen, die hinter der Krankheit stehen. Die Offenheit, der Lebensmut, die Energie und Hilfsbereitschaft der Gruppenmitglieder sowie ihr Umgang mit den Problemen der Krankheit haben mich sehr beeindruckt. So konnte ich aus den persönlichen Erfahrungen der Betroffenen viel über die Bedeutung einer vertrauensvollen Arzt-Patient-Beziehung, die sozial-psychologischen Therapiekomponenten sowie das Krankheitsbild Brustkrebs überhaupt lernen. Die Bedeutung derartige Selbsthilfegruppen war mir zwar durchaus bekannt, nur habe ich ihre Wichtigkeit erst nach diesem Besuch wirklich verstanden.“

Positive und negative Erfahrungen der Studenten – ein Fazit

Vereinzelt gaben die Studenten auch kritische Hinweise. Diese bezogen sich beispielsweise darauf, dass ein einmaliger Besuch bei einer Selbsthilfegruppe nicht ausreichend sei, das breite Spektrum eines Lebens mit Handicap zu erfassen. Andere Studenten meinten, dass sie als Besucher zu wenig zu Wort kamen und nicht alle ihr Fragen stellen konnten, da die Gruppe „zu sehr mit sich selbst beschäftigt“ war. Einige fanden die Selbsthilfegruppe, die sie besuchten, zum Teil ärztefeindlich. Sie konnte nicht nachvollziehen, dass „wir, die wir ja noch nichts verbochen haben, mit wenig patientenorientierten Ärzten in einen Topf geworfen wurden.“

Überwiegend trugen die Hospitationen nach Aussagen der Studenten jedoch dazu bei, Vorurteile gegenüber Selbsthilfegruppen und deren Mitgliedern abzubauen, Berührungsängste gegenüber kranken und behinderten Menschen außerhalb der Sprechstunde bzw. Visite zu vermindern sowie eine ganzheitliche, patientenorientierte Sichtweise einzunehmen.

Die positiven Erfahrungen, die wir im Laufe der Jahre im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen Universität und Selbsthilfegruppen sammeln konnten, sollten Anregung auch für andere Ausbildungseinrichtungen sein, über den Einsatz dieses praxisnahen Konzeptes nachzudenken. Wie bedeutsam diese spezielle Form der Ausbildung, die gegenwärtig wohl ausschließlich von der Universität Leipzig mit ihren Partnern angeboten wird, für den künftigen Einsatz der Absolventen sein kann, soll abschließend nochmals mit einem Zitat aus einem Studentenbericht belegt werden: „Für unsere spätere ärztliche Tätigkeit konnten wir aus der Begegnung folgendes mitnehmen: Es ist immer wichtig, Aufklärungs- und Fortbildungsangebote wie diese Hospitation wahrzunehmen, auch wenn die Zahl der Betroffenen klein, die Krankheit selten und

die Wahrscheinlichkeit, Erkrankte zu behandeln zu müssen, gering ist. Wir sollten unsere Aufmerksamkeit steigern, solche Informationsveranstaltungen wahrzunehmen, auch wenn sie sich nur versteckt in Form von Broschüren und unauffälligen Aushängen anbieten sollten. Wichtig ist es auch, den Kontakt und das Gespräch mit Betroffenen zu suchen, sich für deren Sichtweisen zu ihrer Probleme zu öffnen, einzusehen, dass der Patient oft sehr gut über seine Krankheit Bescheid weiß, und man gut beraten ist, seine Behandlungsvorschläge zu berücksichtigen.“

Dr. Steffi Riedel arbeitet als Soziologin an der Abteilung für Sozialmedizin der Universität Leipzig und betreut dort die im Artikel beschriebene Lehrveranstaltung im Rahmen des Medizinstudiums.